

Descartes' Barock, Dresdens Bombardement

Heute hält Durs Grünbein seine erste Poetikvorlesung in Zürich

Man feierte ihn als «hinreisenden Götterliebbling» der Lyrik. Man ehrte den 1962 Geborenen früh mit dem Huchel-Preis und dem Büchner-Preis. Nun hält Durs Grünbein im Literaturhaus die Zürcher Poetikvorlesungen 2006. Über sein Schreiben und Lesen sprach er mit Alexandra Kedveš.

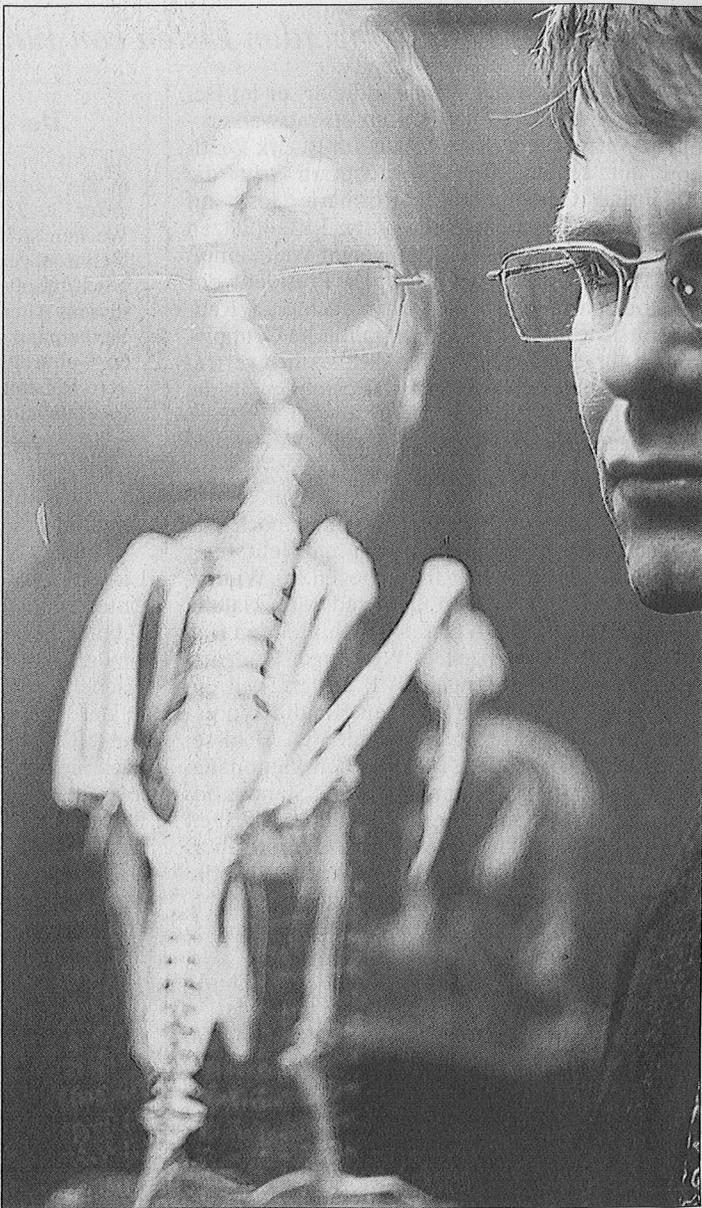
Herr Grünbein, Poetikvorlesungen gibt es beispielsweise auch in Frankfurt oder Jena. Doch Sie haben solche Angebote immer ausgeschlagen – bis man nun aus Zürich auf Sie zukam. Warum?

Durs Grünbein: Einerseits halte ich mich – und mein Werk – für zu jung, um so etwas Abschliessendes wie eine eigene Poetik vorzulegen; und ein blosser Werkstattbericht interessiert mich nicht. Andererseits haben die Organisatoren in Zürich grosses Interesse an der Thematik gezeigt, die mich derzeit beschäftigt: Es steht erst einmal nicht meine Poetik im Vordergrund, sondern die des 17. Jahrhunderts, Stichwort Descartes.

Erfindung des Ichs

René Descartes, der Philosoph? Der Rationalist? Der Mathematiker, Naturwissenschaftler oder der Zweifler?

Genau das ist der Punkt: Es geht um ein Abenteuer, die Geburt des neuzeitlichen Rationalismus aus dem Geist des Winters. Daher der Titel der Vorlesungen:



«Ich» instrumental gebraucht – damit beginnt die Barockmusik der Seele. Aus ihr geht das moderne Subjekt hervor. Ich lese Descartes' «Diskurs» als poetisches Dokument. Descartes ist ein Aufklärer *avant la lettre*. Er ist einer der ersten Modernen.

Was heisst modern?

Modern sein bedeutet ein Bewusstsein von der eigenen Stellung in der Zeit haben. Das Moderne ist das Ewig-Neue im Gegensatz zum Allerneuesten. Moderne Momente gab es immer, von der Antike an etwa bei Horaz. Doch Descartes schlägt den Bogen von Physik und Anatomie zur Seele: Das ist gewaltig! Er vertritt nicht nur ein methodisches, sondern ein experimentelles Denken – und propagiert dabei die «Autopsia», die Selbstschau. Und genau das ist die Agenda der Zukunft. Für mich ist die Verbindung zu den Regelwerken barocker Poetik – Opitz und Gryphius – evident.

Musikalischer Sarkasmus

Und zu Ihrer eigenen?

Mein Programm würde ich als «musikalischen Sarkasmus» beschreiben. Sarkasmus meint ursprünglich «zerfleischen, das Fleisch von den Knochen lösen» – also nicht Pessimismus oder Zynismus üben, sondern durch die Hülle durchsehen wollen bis auf den Grund. Verwandt mit dem Barocken ist wiederum mein Konzept vom Musikalischen: Die Dichtung wird von Tonsystemen, Klangsystemen geregelt. Sie handelt von Emotionen und Ideen. Und sie braucht Bildsysteme, Visualisierungen in der Sprache, Anschaulichkeit, wie sie die Barock-Allegorien schufen. Bis heute spielt das emblematische Denken selbst in der Philosophie eine Rolle; es besteht eine Bringschuld gegenüber den Metaphern. Gleichzeitig halte ich es für unredlich, wenn man so tut, als sei unser Alltag nicht von der Technik geprägt. Wir haben zum einen ein «antikes Unbewusstes», das zum Beispiel alte Versfüsse gespeichert hat. Zum andern wird die Existenz jedes Einzelnen von der Naturwissenschaft her gedacht und bestimmt. Bei Descartes, im Barock, sind diese beiden Stränge zum ersten Mal so ineinander gelaufen. In Venedig, wo ich gerade Zeit in einem Studienzentrum verbracht und die Vorlesungen vorbereitet habe, stand dieses Ineinander im Kern meiner Arbeit.

Antikes Unbewusstes, strenges Regelwerk, methodischer Subjektivismus: Das klingt nicht nach den freien Rhythmen Ihrer ersten Gedichtbände, sondern doch eher nach den ausgefeilten Formen der späteren.

Der Beginn meines Schreibens fand auf einem anderen Stern statt. Heute kommen die Texte mir wie ein Archivfilm vor, die Zeilen knistern in

der Welt besuchen können. Kirchen, Städte. Alles andere war mir egal. Meine Poetik ist daher bis heute eine Poetik des Sehens und Staunens geblieben, des Heraufrufens von Gesehenem und des Visualisierens dessen, was man nicht sehen kann. Proust und Nabokov haben das vorgeführt, auch Goethe. Ich könnte auf einen Autor wie Walter Kempowski hinweisen, der lange völlig unterschätzt wurde mit seiner chronistischen Genauigkeit. Auch bei ihm gibt es dieses zweite Gesicht der Sprache. – Meine wahre Heimat ist die Muttersprache, diese Sprache, die mir das Herz aufgehen lässt, etwa, wenn ich einen Brief Mörikes lese. Deshalb ist auch mein New-York-Experiment gescheitert: Ich muss da leben, wo die deutsche Sprache lebt. Heute bin ich mit meiner Familie in Berlin daheim, aber meine Arme strecken sich von Moskau bis New York aus.

Trotzdem ist Ihr letzter Gedichtband wie Ihr erster, «Grauzone morgens», Dresden gewidmet.

Schreiben ist niemals ortlos. Die Kindheit wird immer mitgenommen. Wir sind alle Atome der Weltgeschichte; und Dresden hat seinen kollektiven Verlust durch die Bombardierung noch lang nicht vergessen. In «Porzellan – Poem vom Untergang meiner Stadt» von 2005 denke ich in Zehnzeilern über die Geschichte nach, in Puzzleteilen, fragmentiert, wie Ingo Schulze in «Simple Stories» über die Wende nachdenkt. Überhaupt musste ich mich immer schreibend ausdrücken und meiner selbst versichern, schon als Kind. Eigentlich hatte ich zeichnen wollen und komponieren, bin daran jedoch kläglich gescheitert. So begann ich zu schreiben, was meine Eltern, ein Ingenieur und eine Chemielaborantin, sehr exotisch fanden. Aber sie gaben mir als Mitgift die Freude am Vorlesen «schöner Stellen». Der Vater las gern aus Thomas Mann vor, und ich mache das heute bei meinen Töchtern auch, obwohl sie erst zwölf und sechs sind.

Günter Grass, falsch gelesen

«Politisches Schreiben» – braucht Deutschland einen Günter Grass?

Eine Leserschaft, die Günter Grass ernsthaft für einen Intellektuellen hält, na, ich weiss nicht. Er hat versucht, sich sein von der Geschichte enteignetes Leben zurückzuholen: Das ist ihm zum Teil gelungen. Seine Erzählung «Das Treffen in Telgte» ist übrigens eine wunderbare Barockphantasie. Der letzte Dichter-Intellektuelle aber war Heiner Müller.

Sie bringen eine Art barocken Aufklärer nach Zürich. Was wünschen Sie, der Dichter, Essayist und Übersetzer, sich von der Stadt?

Durch Zürichs Gässchen weht noch immer ein Hauch Humanismus. Hier gibt's klare Sicht, klare